



Stammesmilizionäre in der Grenzregion: Sie kämpfen für ein Emirat, sie wollen die Regierung stürzen

PAKISTAN

# Wer den Tod sucht

Auf Druck der USA führt die Armee einen Krieg gegen die Taliban im Nordwesten des Landes – mit mäßigem Erfolg. Die frommen Extremisten bewegen sich frei in den Städten, sie ziehen sich zurück, sobald ein Angriff droht, und Baitullah Mehsud ist ihr Anführer.

**A**ls Qari Zainuddin noch daran glaubte, dass er diesen Krieg gewinnen könnte, baute er sich vor seinem Büro in Dera Ismail Khan auf, umringt von maskierten Männern, jeder eine AK-47 im Anschlag. Die Sonne brannte heiß auf die flachen Ziegelbauten, und ein paar weiße Tauben gurten.

Zainuddin trug ein golden schimmern-des Käppchen auf dem dunklen Haar, er hatte ein Palästinensertuch lässig um die Schultern geschlagen, ein bulliger Mann, erst 26 Jahre alt, ein Taliban-Kommandeur, der in die Mikrofone der von ihm geladenen Journalisten sprach.

Zainuddin knautschte die Stirn zusammen und sagte mit leiser Stimme, dass Baitullah Mehsud kein Heiliger Krieger sei, sondern ein ganz „gewöhnlicher Terrorist“.

Tage zuvor hatte Mehsud, der sich Führer aller pakistanischen Taliban nennt und die meisten Anschläge auf Zivilisten, Soldaten und Sicherheitskräfte verübt, mehr als 40 Menschen in einer Moschee töten lassen. Er will die Regierung in Islamabad zu Fall bringen und Pakistan in ein Emirat ver-



wandeln, so wie es die Taliban drüben in Afghanistan vorhaben. Nun sagte Zainuddin, er und seine angeblich 3000 Gefolgsleute würden Mehsud „vernichten“.

Zwei Tage später war Qari Zainuddin tot. Ein Leibwächter, ein eingeschleuster Söldling Mehsuds, erschoss ihn im Schlaf.

Die Nachricht vom Tod Zainuddins verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Nordwest-Grenzprovinz, denn sie enthielt eine Botschaft: Jedem blüht das gleiche Schicksal, der gegen Mehsud aufgebeht oder sich gar mit der pakistanischen Armee verbündet.

So stark sind die Taliban in Pakistan geworden, dass sie sich untereinander Kämp-

Getöteter Taliban-Führer Zainuddin  
Im Schlaf vom Leibwächter erschossen





Straßenszene in Kulachi: Wer das Haus nicht unbedingt verlassen muss, geht nicht hinaus

SUBAH CARON

fe um die Vorherrschaft leisten können. Zugleich führt die pakistanische Armee, angefeuert von der amerikanischen Regierung, einen Krieg gegen die frommen Militanten im zerklüfteten, unwirtlichen, schwer kontrollierbaren Grenzgebiet im Nordwesten. Die Taliban ziehen sich deshalb zurück und weiten zugleich ihren Radius tief ins Landesinnere aus, bis in die großen Städte wie Lahore, Karatschi oder Islamabad.

Tag für Tag greifen sie Polizisten und Soldaten an und töten sie, Tag für Tag sprengen sich Selbstmordattentäter auf Marktplätzen oder in Moscheen in die Luft. 218 Anschläge verübten sie in diesem Jahr allein in der Nordwest-Grenzprovinz. Inzwischen sterben mehr Menschen bei Terrorangriffen in Pakistan als Zivilisten im Krieg drüben in Afghanistan.

Pakistan ist ein Synonym für Terror, der die Welt bedroht. Amerikaner wie der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, Admiral Michael Mullen, drängen die Regierung in Islamabad zu „aggressiver Führungsleistung“. Die Armee soll die Extremisten auf pakistanischem Boden zerschlagen und töten. Die USA sehen die anhaltende Offensive der pakistanischen Streitkräfte im Swat-Tal als Auftakt eines langen, opferreichen Kampfes.

Die neue Strategie geht auf den Chef des US-Zentralkommandos David Petraeus zu-

rück. Wie im Irak will der General, ein Intellektueller und ein kühler Kopf, die „Abwärtsspirale“ in der Kriegsregion am Hindukusch stoppen. Taliban und al-Qaida sollen auch in Pakistan besiegt werden, wohin sie sich nach Kämpfen in Afghanistan immer wieder zurückziehen. Im Swat-Tal liefert sich die pakistanische Armee seit mehr als zwei Monaten mit einem Führer der radikalislamischen Taliban Gefechte.

Im Gegenzug weiten die Taliban die Kampfzone aus. Sie legen mit ihren Anschlägen eine Blutspur durchs Land von Kaschmir bis Karatschi. Pakistan kollabiert nicht, es wird aufgefressen von der Gewalt, es wird ausgehöhlt von der Angst, dass jeder morgen das nächste Opfer eines Anschlags werden kann.

Maulana Hassan Jan aus Peschawar stemmte sich gegen die Orgie der Gewalt, die sein Land zerstört. Er erließ eine Fatwa, mit der er Selbstmordattentate als „unislamisch“ brandmarkte. Die Taliban töteten ihn. Den prominenten Direktor einer Koranschule, Maulana Sarfraz Naeemi, sprengte ein Attentäter in die Luft. Auch Naeemi predigte gegen die militanten Extremisten.

Kein anderer Politiker besitzt größeren Einfluss im religiösen Spektrum als Fazlur Rehman. Er ist der Chef der islamistischen Partei „Jamiat Ulema-i-Islam“ (JUI), er

kennt Taliban-Chef Mullah Omar und Osama Bin Laden persönlich, es heißt, es gebe keinen Extremisten, zu dem Rehman nicht Kontakt aufnehmen könne.

Mit seinem leuchtend orangefarbenen Turban und dem mächtigen Bauch unter dem weiten Hemd sieht Rehman aus wie ein Großwesir aus einem historischen Gemälde. In Islamabad empfängt er in seinem Parlamentsbüro mit den breiten Lederfauteuils und den roten Teakholzmöbeln.

Seit langem gibt es in Pakistan keine Regierung, an der die Islamisten-Partei nicht überproportional beteiligt gewesen wäre. Obwohl sie bei der vergangenen Parlamentswahl nur 2,2 Prozent der Stimmen erhielt, stellt sie drei Minister.

Die Macht Rehmans besteht in einem Netzwerk aus Hunderten Koranschulen, geführt von Mitgliedern der JUI, in denen arme Kinder Lesen und Schreiben lernen, aber auch die Pflicht zum Dschihad.

Noch jede Regierung erkaufte sich die Gunst Rehmans mit attraktiven Posten und teuren Geschenken, in der Hoffnung, der populäre Kleriker werde die Dämonen für sie in Schach halten.

Würde er seine Stimme gegen Baitullah Mehsud erheben, hätte das Gewicht, brächte ihn aber auch in Gefahr. Deshalb tut er so, als machten ein paar Halbstarke



dort oben im Nordwesten des Landes ein paar Dummheiten.

Rehman stammt selbst aus Dera Ismail Khan. In den Stammesgebieten, hinter den dunklen Berghöhen, wird auch die Qaida-Führung um den Ägypter Aiman al-Sawahiri vermutet.

Dera Ismail Khan ist das Tor nach Süd-Waziristan, der letzte große Kreuzungspunkt für Krieger und Schmuggler, Händler und Nomaden vor den Stammesgebieten, die zwar unter Bundesverwaltung stehen, aber in Wahrheit noch niemals vom Staat kontrolliert wurden. Hier schmiegen sich der Punjab, Belutschistan und die Nordwest-Grenzprovinz aneinander, dazwischen fließt der Indus. Die Stadt hat über 70000 Einwohner, sie liegt sechs Autostunden von Islamabad entfernt.

Hierher fliehen die Taliban vor den Angriffen der tödlichen US-Drohnen in Süd-Waziristan. Sie schlendern durch die ausgestorbenen Straßen über den Topawala-Basar, sie sitzen in den wenigen Teestuben auf geflochtenen Bänken bei Sohan Halwa, einer Süßigkeit aus Maismehl, Safran und Pistazien. Verletzte Taliban-Kämpfer aus Afghanistan lassen sich behandeln oder erholen sich ein paar Tage lang vom Krieg.

Die Taliban tragen zum langen Bart kurze Kragen, die Enden ihrer Turbane fallen bis auf die Kniekehlen, und die Hosensäumen enden oberhalb der Fußknöchel. So hat es angeblich schon der Prophet Mohammed gehalten.

Verstohlen beobachten die Bewohner die ungebetenen Besucher aus den Winkeln ihrer Fenster. Wer das Haus nicht unbedingt verlassen muss, geht nicht hinaus. Die Frauen lassen sich nur noch mit weißem Ganzkörperschleier und einem männlichen Mitglied der Familie in der Öffentlichkeit sehen. Die CD- und DVD-Läden steckten die Taliban in Brand, wenn der Besitzer nicht freiwillig aufgab. Ohnehin sind nur noch wenige Läden geöffnet.

Vor zwei Jahren war die Stadt noch ein vibrierendes Wirtschafts- und Kulturzentrum. Die Kanäle des Indus bewässern die Reisfelder und lassen Mangos saftig und Datteln süß werden. Die farbenfrohen Blumenkränze sind weit über den Bezirk hinaus berühmt. Mystiker trafen sich hier zweimal jährlich zu Sufi-Messen, es gab Musikkonzerte für Flöten und Dhol, eine traditionelle Trommel. Am Haq-Nawaz-Park fanden wöchentlich Ringkämpfe statt, und freitags trafen sich die Familien mit Körben voller Süßigkeiten und Früchten am Ufer des Indus. Die Jungen lieferten sich



Soldaten in einem Militärlager in Süd-Waziristan: Es geht nicht um Religion, sondern um Herrschaft

Schwimmwettbewerbe, die Mädchen feuerten sie an.

Wenn du den Tod suchst, sagen sie jetzt in Pakistan, dann geh nach Dera Ismail Khan. Dort ist die alte Ordnung gesprengt worden, die Stammesältesten können keinen Frieden mehr stiften. Viele sind selbst zur Zielscheibe der gewaltenthemmten Islamisten und krimineller Gangs geworden.

Dera Ismail Khan hat sich verändert, seit die Amerikaner vor einem guten Jahr damit begannen, regelmäßig Hellfire-Raketen auf Extremistenverstecke in den Stammesgebieten abzufeuern. So endete das heimliche Stillhalteabkommen zwischen dem pakistanischen Staat und den Militanten.

Jeder kämpft nun gegen jeden. Baitullah Mehuds Bande wirft Handgranaten in die Autos vorbeifahrender Konkurrenten, die ihrerseits Straßenbomben für Mehuds Leute legen. Offene Schusswechsel auf der Straße und Entführungen gehören zum Alltag. Außer einigen wenigen Agenten des pakistanischen Geheimdienstes dürfte kaum jemand verstehen, welche Unterclans der Mehuds sich in Dera Ismail

Khan derzeit untereinander zerfleischen, warum die Bhattanis gerade die Armee unterstützen und die Gandapurs versuchen, sich aus allem rauszuhalten.

Die Einheimischen gehen inzwischen kaum noch in die Moschee, und sie meiden Beerdigungen, weil sie Angst vor Anschlägen haben, auch wenn eine Familie einen toten Angehörigen bestattet.

Für ausländische Geheimdienste gehört die Region um Dera Ismail Khan zu einem der wichtigsten und zugleich schwierigsten Operationsgebiete der Welt. Die US-Streitkräfte benötigen Spione, die ihnen in Süd- und Nord-Waziristan den Aufenthaltsort der gesuchten Terrorführer übermitteln, die Agenten sollen im Idealfall auch die Stelle markieren, an der die tödliche Rakete später einschlagen kann. Die Ränge der Extremisten zu infiltrieren ist schwer, einen Verräter in der Nähe ihrer Top-Kommandeure zu plazieren fast unmöglich.

„Wir haben Dutzende Stammesangehörige und Afghanen aufgeklärt und getötet“, sagt Khan Jan Mehsud, der sich als Cousin des Taliban-Chefs Baitullah Mehsud vorstellt. Er lässt sich nach längeren Vermittlungen in einem kleinen Weiler gut 20 Autominuten außerhalb der Stadt treffen. Die Luft hat ein wenig abgekühlt, ein Muezzin ruft zum Abendgebet. Der Cousin trägt ein einfaches Schalwar Kameez, ein weites Hemd über der Hose und ein sandfarbenes Käppchen. Wie Baitullah kommt Khan Jan Mehsud aus dem Dorf Landidog in Süd-Waziristan, wie der Cousin ist er Mitte dreißig.

„Den Spionen wird so viel Geld geboten, dass sie die Angst vor dem Tod vergessen“, sagt Khan Jan Mehsud, „aber wissen Sie, unsere Brüder, die Araber, sind erfahrener als wir, sie haben herausgefunden, wie die Technik der Amerikaner funk-



Taliban-Führer Mehsud: Kinder als Attentäter





SUDHAN C. ZHANG

**Löscharbeiten nach Ausschreitungen\*:** Tag für Tag sterben Menschen – mehr als in Afghanistan

tioniert, und wir haben unsere Gegenspiionage verbessert.“ Angeblich sitzt nun eine ganze Reihe enttarnter Agenten bei den Taliban in Haft und wird derzeit „befragt“. Der Gastgeber lässt keinen Zweifel daran, dass nur wenige diese Prozedur überleben werden.

Khan Jan Mehsud hat einen Abschluss in Islamwissenschaften an der Al-Khair Universität in Dera Ismail Khan und arbeitete einige Jahre in der Verwaltung. Ende 2001 kamen dann die Amerikaner nach Afghanistan, die Taliban flohen über die pakistanische Grenze, und sein Cousin Baitullah kämpfte damals als einer von vielen kleineren Taliban-Kommandeuren in Kandahar.

Die Gruppe habe nun begonnen, von Süd-Waziristan aus den „legitimen Befreiungskampf“ zu organisieren, sagt der Cousin. Er kümmert sich seither mit derselben Sorgfalt um die Organisation des Widerstands wie zuvor um die Bilanzen. Er beherbergt Krieger und Kuriere, verteilt Geld, er organisiert den Nachschub an Waffen und Lebensmitteln.

Khan Jan Mehsud ist nur ein Rädchen in einem großen Getriebe. Seit anderthalb Jahren führt sein Cousin Baitullah als Kommandeur die Taliban in Pakistan, die Tehrik-i-Taliban. In internen Militärberichten heißt es, al-Qaida nutze Mehsud als Brückenkopf in der Region und finanziere ihn deshalb. Allerdings nährt sich der Terror aus einer Vielzahl Finanzquellen: vom Drogenexport, von privaten Spendern aus der arabischen Welt, von Entführungen.

Für junge Männer in der Nordwest-Grenzprovinz sind die Taliban Helden. Von ihnen erhalten sie Waffen und Verantwortung, ein gutes Einkommen, Sicherheit und Status. Der pakistanische Geheimdienst behauptet, es gebe Beweise dafür, dass auch Indien, der Erzfeind, Mehsud unterstützt, um das Land zu schwächen.

Baitullah Mehsuds tödliche Stärke liegt in den vielen Trainingscamps für Selbstmordattentäter in Süd-Waziristan. Die meisten seiner Todeskandidaten sind Teenager. „Einige Eltern geben ihre Kinder selbst am Eingang ab“, behauptet Khan Jan Mehsud. „Die Regierung hat sich von den Dollars der Amerikaner kaufen lassen, und die Märtyrer opfern sich im Kampf gegen die Feinde des

Islam“, bemerkt er kühl, als der Diener das Abendessen zusammenrollt, auf dem das Abendessen serviert wird. „Verstehen Sie doch, die Amerikaner und ihre Verbündeten werfen Bombenteppiche in Afghanistan, besetzen das Land unserer Brüder und foltern Muslime in Guantanamo, Abu Ghuraib und Palästina, in Frankreich verbieten sie unseren Frauen, den Schleier zu tragen, hier jagen sie Baitullah, der jede Sekunde zu sterben bereit ist, doch mit ihren Hightech-Drohnen morden sie am Ende doch nur Zivilisten. Wie kann ein wahrer Muslim da untätig bleiben?“

Mohammed Ullah ist 14, höchstens 15 Jahre alt, als er sein Abschiedsvideo aufnimmt. Er hat weiße Haut und eine fein geschnittene Nase, Arm in Arm sitzt er mit zwei Freunden auf einer Bank, alle drei haben sich als Selbstmordattentäter gemeldet. Dann stellen

sie ihn auf ein Podest, daneben sind Blumenbouquets aufgebaut. Einer nach dem anderen nimmt Mohammed in den Arm, sie küssen ihn, sagen ein paar Worte, in der Reihe stehen auch ein paar Vermummte, offensichtlich höhere Taliban-Ränge. Sie singen ein Abschiedslied, ein schönes Lied für einen schönen Tod. Mohammed versucht zu lächeln.

Dann steht er noch einmal vor der Kamera, diesmal mit einer Kalaschnikow, die fast so groß ist wie er selbst. Ein mächtiges Funkgerät steckt in der gepackten Sprengstoffweste. Mohammed liest seine letzten Worte ab, er sagt, dass er als „Fedayi“, als Märtyrer, die Mission von Baitullah Mehsud erfüllen will. Das Haus, in dem die Abschiedszeremonie zelebriert wird, ist mit Kronleuchtern und schweren englischen Polstermöbeln ausgestattet, es liegt im Swat-Tal.

Im Morgengrauen fahren sie Mohammed Ullah nach Charsadda, eine Stadt im Westen der Nordwest-Grenzprovinz. Dort soll er einen bekannten Nachwuchspolitiker töten, Sikandar Sherpao, den 33-jährigen Sohn des ehemaligen Innenministers Aftab Sherpao, eines liberalen Großgrundbesitzers, der das alte, feudalistische Pakistan verkörpert.

Den Taliban geht es darum, die alte Ordnung des Landes zu zerstören, sie wollen die Stammesälteren und Politiker, Landlords und Mullahs an den Rand drängen. Es geht um die Vorherrschaft in diesem Gebiet, nicht um Glauben, nicht um Religion.

Am 3. April 2009 bemerken aufmerksame Polizisten in Charsadda Mohammed Ullah und erschießen ihn, bevor er sich dem jungen Sherpao nähern kann. Wenige Tage später findet die Polizei Mohammed Ullahs Abschiedsvideo in einem Auto, das von einem neuen Anschlagkommando ge-

\* In Dera Ismail Khan im November 2008.





steuert wird – gekommen, um Rache zu nehmen für Mohammed Ullah.

Wie lange hält Pakistan das aus? Wird es in Dera Ismail Khan irgendwann wieder Sufi-Messen und Blumenkränze geben?

Der Offizier des pakistanischen Geheimdienstes schüttelt nur den Kopf. In seinem Büro in Islamabad stehen ein Glas-tisch und eine Ledercouch, modern und teuer. Alles sei falsch gewesen, sagt der Mann, der lieber anonym bleiben möchte. Dass die Amerikaner nach Afghanistan und Pakistan gekommen seien, die militärischen Offensiven – „alles falsch“.

Niemand kennt die Taliban besser als der pakistanische Geheimdienst. Er war lange Jahre ihr Mentor, und womöglich ist er es noch. Pakistan betrachtete die Taliban stets als Hilfsarmee für seinen Einfluss in Kabul. Ein schwaches, abhängiges Afghanistan ist für Pakistan wichtiger als Demokratie dort oder die Dezimierung der islamischen Fundamentalisten, wie es den Amerikanern vorschwebt.

Das Verhältnis zwischen dem pakistanischen Geheimdienst, einer Säule der Armee, und den US-Streitkräften ist in diesen Tagen ziemlich schlecht. Sie sind sich nicht einig über die Strategie und das Ziel des Kriegs im Nordwesten. Die Amerikaner verstärken ihre Kampftruppen und greifen die Taliban drüben in Afghanistan in einer großen Bodenoffensive an. Sie steuern Drohnen und attackieren damit die Qaida-Führer und die Taliban auf pakistanischem Boden. Sie wollen den Krieg gewinnen.

Die pakistanische Regierung und Armee, ginge es nur nach ihr, würde sich lieber mit den Taliban im Nordwesten einigen, wieder einen Deal und einen Waffenstillstand eingehen. Aber warum eigentlich?

Der Geheimdienstgeneral schiebt die Brauen zusammen und lehnt sich nach vorn. Er sagt, er wolle eine Geschichte erzählen, um seinen Standpunkt zu verdeutlichen. Es war in Süd-Waziristan, vor fünf Jahren, in einem Dorf namens Kalusha, dem Epizentrum von al-Qaida, als die Armee massiv in den paschtunischen Stammesgebieten vorging. Er hat damals gegen Baitullah Mehsud gekämpft und ihn besiegt. Danach saßen sie zusammen, der Sieger und der Besiegte: „Wir sind uns mit Respekt begegnet, doch das verstehen die Amerikaner nicht.“ Der General ist Paschtune wie Mehsud.

Damals, sagt der General, sei Mehsud für den Geheimdienst eine berechenbare Figur gewesen. „Wir wären mit ihm fertig geworden, so wie wir mit allen irgendwie fertig geworden sind.“

Das sei anders, seit die US-Streitkräfte Mehsud „überlebensgroß“ gemacht hätten, indem sie ihn zum Feind Nummer eins unter den Taliban erklärten. In allem sei jetzt der „Amerika“-Faktor zu spüren, sagt der General, ein Faktor, der die Probleme in Pakistan verschärfe und sie damit unlösbar mache.

SUSANNE KOELBL, SOHAIL NASIR